



**Minden-Ravensberg unter der Herrschaft der  
Hohenzollern**

**Tümpel, Hermann**

**Bielefeld, 1909**

1. Die Mundarten.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-82523](https://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:466:1-82523)

In Prozenten ausgedrückt hatte Minden-Ravensberg vom rein blonden Typus 42%, vom rein braunen Typus 7%. Von den benachbarten Kreisen hatten Wiedenbrück, Nienburg, Diepholz und Damme in Oldenburg dieselbe Anzahl von diesem Typus. Im Kr. Warendorf war das Verhältnis von 40% zu 9%, in Lippe-Detmold von 34% zu 10%, in Schaumburg-Lippe von 32% zu 8%, im Kr. Melle 35% zu 7%. Braunhaarige gab es in den Kr. Herford und Bielefeld 22%, in Lippe-Detmold 34%, im Kr. Rinteln 39%. In ganz Deutschland tragen den blonden Typus 32%, den brünetten 14%, Mischform 54%. Der hellste Kreis ist der Kr. Wildeshausen mit 56% blondhaarigen und blauäugigen.

Über den Unterschied zwischen Diepholz-Hoya-Wittlage (Angrivarier) und Melle-Ravensberg (Cherusker) schrieb Hermann Hartmann: „Während der Bewohner letzterer Kreise groß und starknöchig ist, ein langes Gesicht mit markanten Zügen und einer großen Nase hat, ist der der ersten klein und gedrungen, das Frauenzimmer kurz und drall mit rundem kindlichen Gesicht und kurzer Nase“. Eulemann fand vor 200 Jahren, „dass die Einwohner der Grafschaft mehrenteils stark von Gliedern, gut von Gesicht und wohl gewachsen seien.“ Die Bauernmädchen bezeichnet ein ravensbergischer Arzt im Jahre 1793 als „mittelmäßig groß, fernicht, gedrungen, braun von Haar und Farbe. Ihre blauen Augen strahlen von einem reinen Feuer, obgleich dies eben nicht häufig in ihren Handlungen und Temperaturen zu bemerken ist. Sie halten die Mittelstrafe zwischen Ernst und Lustigkeit und neigen eher zu jenem als zu dieser. Infolge der Lebenslust ist bei den Ravensbergern Selbstmord selten.“ Marcard, ein besonderer Freund der Minden-Ravensberger und in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Landtagsabgeordneter für Minden-Lübbecke, hebt das Andauern des echt niederdeutschen Zuges der Verschlossenheit und Verschämtheit hervor.

## Zweiter Abschnitt. Die Sprache.

### 1. Die Mundarten.

Der Dialekt in Minden-Ravensberg ist westfälisch und zwar im größten Teile der alten Grafschaft Ravensberg und in Teilen der Kreise Minden und Lübbecke der südengersche, wie er weiterhin im Lippischen, Schaumburgischen, im Fürstentum Paderborn, im Sauerlande, im niederdeutschen Teile von Hessen und Waldeck und in der Grafschaft Mark gesprochen wird. Das östliche Südgern jenseits der Weser bis Hildesheim zeigt zwar noch viele Züge desselben, ist aber in wesentlichen Punkten (wahrscheinlich schon vor dem 8. Jahrhundert) von ihm abgewichen. Das Charakteristische des Westfälischen gegenüber den niedersächsischen und mitteldeutschen Dialekten ist abgesehen von der oberdeutschen Konsonantenverschiebung in Hessen und Franken die Erhaltung der einst in vielen europäischen Sprachen verbreiteten geschliffenen Laute, der ie, ia, ua, oo, ä für germanisches altes i und u. Das Charakteristische des Südgerns ist die erhaltene oder angenommene diphthongische Aussprache von germanisch ai, au, iu (ü), i, ö als ai, au (auch äu), iu und üü, ui, eo (bezw. au) und öi (oe).

Die ravensbergischen alten Kirchspiele Heepen, Schildecke, Brackwede, Iesselhorst und die Stadt Bielefeld haben wesentliche Züge der südengerschen Mundart seit lange aufgegeben und sind eher dem Westfälischen im Rgb. Münster zuzurechnen.

Die Grenze zwischen der Mundart um Bielefeld und der eigentlichen ravensbergischen liegt gleich nördlich von Schildesche, wo Theeßen noch die letztere spricht. Der ersten ist die von Gütersloh und Werl noch fast ganz gleich. Eine weitere eigenständliche Übergangsmundart zum Münsterländischen liegt dann auf einem Gebiet, das als Ostgrenze etwa Harsewinkel, Rheda, Rietberg und Liesborn, als Westgrenze Herford, Beckum, Olde und Clarholz hat.

Auch die Sprache der nördlich der Weserkette liegenden mindischen Dörfer, also des größten Teiles des Kr. Minden und des östlichen Teiles des Kr. Lübbecke ist zwar noch westfälisch, aber nicht mehr südengrisch zu nennen. Die bis zum 12. Jahrhundert den ravensbergischen Grafen zustehenden Stifts-Osnabrückischen Kirchspiele Hoyel, Niemslöh, Neuenkirchen und ein kleiner Teil von Melle sprechen ravensbergischen Dialekt.

Eine alte Volksgerichtsgemeinschaft mit Gödingtplatz bei St. Annen erstreckte sich von Föllenbeck bis Melle. Hinsichtlich einzelner Laute und Ausdrücke unterscheidet sich natürlich die VolksSprache von Ort zu Ort.

Der ravensbergische Dialekt gehört zu den altertümlichsten, die man in den germanischen Ländern kennt, wie denn auch Jakob Grimm im Jahre 1842 schrieb:



Ravensberger Landmädchen. Gezeichnet von Jacobi, 1842.



„Ich habe nicht verhehlt, daß die westfälische Sprache mir unter allen deutschen Mundarten als die wichtigste und reichhaltigste erscheint.“ Die altdeutsche Deklination und die starke Konjugation hat die ravensbergische Mundart am besten erhalten. Auch hochdeutsche Wortverlautungen waren bis 1870 fast gar nicht eingedrungen. Natürlich ist die VolksSprache seit fast zweitausend Jahren von fremden Kultursprachen beeinflußt worden. Vom ersten Jahrhundert nach Chr. Geburt an drangen eine ansehnliche Zahl lateinischer Wörter ein. Vom 9. Jahrhundert ab wirkte das Altfränkische ein, im 13. Jahrhundert die mittelhochdeutsche Sprache, welche die damalige Fürsten- und Ritterwelt meist der VolksSprache vorgezogen haben mag, im 14.—16. Jahrhundert das Mittelniederdeutsche, welches in den Städten beinahe zur Herrschaft gekommen war, daneben auch das Altniederländische. Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges drangen auch einzelne Laute des Niedersächsischen in die Mundart ein und gelten bis heute. Zur Zeit ergießt sich eine starke Schar hochdeutscher Fremdwörter aus den militärischen, staatlichen und technischen Einrichtungen in dieselbe. Dafür verschwinden leider eine Menge uralter, sinnreicher Wörter.

Eigentümlich waren unter anderen: Uake (Junge), Lüt (Mädchen), Üße (Kröte), Wif (Enterich), Scharphase (Igel), Kahn (junger Eber), Sandläuper (Arnobium pertinax), Spindicken (Hänsling), Luchtläuwerken (Werche), Quickestairt (Bachstelze), Akernschiarzel (Maikäfer), Piwit (Kibitz), Grupe (Stekrübe), Beiver (Biebeere), Tiekebaune (Pferdebohne), Quaken (Wacholderbüchse), Krecke (Riegel), Schute (Spaten), Fülle (Schöpföffsel), Flot (Sahne), Wöbkenbraud (Wurstbrot), Rück (Schlinge), Slink (Schranke), Lifentrecker (Lineal), Black (Tinte), Bill (Schnabel), Welle (Quelle), Diuf (dicker End), Gounsdag (Mittwoch), Saterdag (Sonntag), wacker (schön), minne (schwächlich), stüke (geistig unbeweglich), ämtien (empfindlich), gaisig (bleich), naijen (wiehern), loijen (brüllen), blieken (bellen), hüen (verstecken), ölen (wühlen), lufen (lupfen). Begreiflicherweise werden manche von diesen auch in Südwürttemberg und Südniedersachsen vorkommen. Das alte *f* wurde im 18. Jahrhundert auch anlautend wohl noch als *f* gesprochen, im 19. Jahrhundert noch allgemein als *sch*. Diese Aussprache ging auch auf französisches Je und Ge über, so daß die Anekdote von der Lübbecker Frau entstand, die sagte: „Meine Töchter fangen alle drei mit *S* an: *S*-chanette, *S*-chorschine und *S*-charlotte. Man bloß das kleine Zophichen, das schreibt sich mit'n *Z*.“ Übrigens lautete *Z* in hochdeutschen Fremdwörtern durchweg *f*: Sucker, Such (Zug). Eigentümlich war auch, nur die Knaben mit dem schlichten Zunamen des Vaters zu benennen. Die Mädchen wurden durch zugesetztes genetivisches *s* gekennzeichnet: Dat Gößling's, Dat Brand's. Kleine Wandlungen erleidet der Dialekt fortwährend. So ist jetzt höfliche Anrede geworden: Bliven se man. Blivet se klingt schon etwas rauh in der Anrede. Man hört das: Gau ju good als Lebewohl nicht mehr, auch nicht mehr: Gudden Mo(r)jen, sondern Gudden Muarn.

Die meisten auswärtigen Beobachter des Minden-Ravensberger Dialekts haben ihn weich und wohlklingend gefunden, wie das ja auch seinem Festhalten am in- und auslautenden *f*, *ff* statt des zischenden, tönenden *s*, des *sw*, *sm*, *sn*, *sp*, den zahlreichen Diphthongen und der Erweichung der Konsonanten *t*, und *p* im Inlaute entspricht. Dagegen klagt H. Hartmann über das allgemeine Schreien der Bauern und gewiß ist, daß der Südbengeler bei lebhaftem Sprechen die Worte oft rauh aus der Kehle herausstöhnt. Eulemann bemerkte vor 200 Jahren, die meisten Einwohner der Grafschaft redeten etwas durch die Nase und sie hätten ein gewisses Pathos in der Sprache.

Man bezeichnet gewöhnlich die niederdeutsche Rede als monoton, gegenüber der oberdeutschen. Genauer wäre: Der Oberdeutsche wechselt mehr ab in der Stärke der Stimme als der Niederdeutsche. Dafür hat aber der Niederdeutsche, wie auch der Nordländer, die mannigfaltige Modulation der Stimme. Er singt, wie man sagt. Am deutlichsten ist das bei Niederfranken und benachbarten Niedersländern, von deren Sprache ein süddeutscher Musikkiebhaber gesagt hat, daß die Rezitation in der Oper nichts weiter wäre, „als minder schöne Nachahmung der Musiksprache dieser Norddeutschchen. Wenn man kein Wort von diesem Singen versteht, so ist es dem Hörenden doch, wie wenn er liebliche Melodien hörte.“ Ob ursprünglich so, oder nicht: in der hochdeutschen Sprache der Ravensberger ist jetzt diese rezitative Sprache recht verbreitet und wenn man plattdeutsche Landkinder in behaglicher Stimmung, etwa im Garten oder auf blumiger Wiese belauscht, so hört man dieselbe melodiöse, wiegende Betonung.

Die Einführung des Hochdeutschen ist in unserer Gegend mehr den religiösen Schriften und der Kanzel als der Kanzlei zuzuschreiben. Um 1580 dichtete die Stiftsdame Anna v. Quernheim in Herford noch niederdeutsche Kirchenlieder und in derselben Zeit veröffentlichte der Bielefelder Prediger Rudolf Bredek seine niederdeutschen Predigten. Um 1740 „wurde von allen Herren und Damen in den Zusammenkünften nichts als Plattdeutsch gesprochen. Jetzt (im Jahre 1798) läßt man sie nur noch zum Spaß hören“. Der letzte öffentliche Posten, den die niederdeutsche Sprache, bis über die Mitte des vergangenen Jahrhunderts, ausschließlich beherrschte, waren die Haus-, Gras- und Holzauktionen. Bei der Handhabung des eingeführten Hochdeutsch kämpften obersächsische und rheinfränkische Einflüsse miteinander. „Ain unnschuldiges und toires Blut ist daas“ haben die Pastoren des 18. Jahrhunderts vielfach gepredigt. Im allgemeinen aber überwog die rheinische Aussprache. Man sagte z. B. We-in, Ste-in, bis nach 1815 in diesem Punkte das obersächsisch-berlinische ai (Wain, Stain) zur unbestrittenen Herrschaft kam.

## 2. Die Ortsnamen.

Fast ebenso alt wie die germanische Zunge am Ösning und Wesergebirge ist, sind manche von den Ortsnamen. Die Dorfnamen sind ausschließlich sächsisch. Von keltischen Residuen oder fränkischen Einflüssen kann kaum die Rede sein.

Nicht alle lassen sich erklären. Das folgende nach Grundwörtern geordnete kurze Verzeichnis enthält die Dörfer und Bauerschaften unter Ausschluß der verschollenen Dorfnamen.

### -heim.

- Haus, Wohnsitz, ursprünglich wohl der eines einzelnen Geschlechts.
- Behme: Bavenhem 1226. Personename Bavo.
- Dehme: Deheim 1094, Thedehem 1189. Von thiuth, das Gute, Gutheim?
- Eickum: Eikamon, Eihchem 12. Jahrh. Eichenwald, -heim. Glösinghausen: Glozinchem 13. Jahrh. Gloso, Gluso.
- Gernheim: Unerklärt.
- Hartum, Kr. Minden: Herthem 1248. hard, Anhöhe oder hert, Hirsch?
- Hartum bei Herford: Hartheim 12. Jahrh. Von hard, Anhöhe an der alten Hardena oder Ha.
- Hehdem: Hethem 1252, Heidheim.
- Casum: Carsem 1227. Unerklärt.